

Familientherapie

Familientherapie ist in der Bundesrepublik noch relatives Neuland, wie überhaupt in allen helfenden Berufen der Übergang von der Zweierkommunikation Therapeut/Patient bzw. Sozialarbeiter/Klient zur Arbeit mit Gruppen sich sehr zögernd und durchaus nicht im Sinn eines Entweder-Oder vollzog. Seit der Errichtung von Erziehungsberatungsstellen, also mindestens seit den zwanziger Jahren, ist die Familie als Verursacherin kindlicher Neurosen erkannt worden. Aber die Familie als Ganzes zum Gegenstand der Behandlung zu machen, die Interdependenz ihrer Beziehungen untereinander und zum Ganzen als Ausgangsphänomen zu betrachten, war erst nach der Entdeckung der Systemtheorie möglich. Das Interesse für die psychologischen und soziologischen Aspekte der Kleingruppe, die Erforschung ökologischer Zusammenhänge, das Erkennen der kybernetischen Grundregeln in vielerlei Systemen hat auch die Behandlung von Familien inspiriert. Anstelle der früheren Zweierbeziehung geht sie grundsätzlich von triadischen Prozessen aus.

Ein Rückblick auf die entscheidenden Motive, die seit Beginn der fünfziger Jahre in den USA die auf psychoanalytischer Grundlage erfolgende Behandlung von einzelnen, die an seelischen Störungen leiden, in wichtigen Punkten veränderte, mag an dieser Stelle nützlich sein.

Zunächst fällt auf, daß im Gegensatz zur psychoanalytischen Betrachtungsweise der Therapeut sich stärker an der Umwelt orientiert und sie in seine Behandlungsziele miteinbezieht. Er konzentriert sich nicht so sehr auf innerseelische Vorgänge, sondern auf die entscheidenden Wechselbeziehungen zwischen innen und außen. „Umwelt“ ist nicht nur Hintergrund für die Erstellung einer Diagnose, sondern wird als Bestandteil der gesamt-menschlichen Wirklichkeit angenommen, als Konfliktfeld, in welchem sich menschliche Auseinandersetzung und Bewährung abspielen. Hier sollen Veränderungen von Patienten erzielt werden. In einer solchen Sicht er-

gibt sich die Einbeziehung der Familie als Behandlungseinheit wie von selbst. Ihr Kommunikationsmuster ist oft so gestört, daß notwendigerweise eine oder mehrere Personen Symptome entwickeln. Es kommt zur Herausbildung des IP, des „identifizierten Patienten“. Schon diese Nomenklatur weist auf eine medizinisch-psychiatrische Schule hin, die ursprünglich durch Schizophrenieforschung eine Gesamtfamilientherapie in Gang brachte (Lidz, Jackson, Bateson und andere). Wahrnehmung und Beschreibung von Interaktionen in der Familie, die zur Entstehung der Schizophrenie das Ihre beigetragen haben, wurden wichtiger als die Diagnosestellung beim identifizierten Patienten. Das prozeßhafte Geschehen im Hier und Jetzt bot gleichzeitig die Ansatzstelle für das Erlernen neuen Verhaltens. Es ging also weniger um Einsichtstherapie, sondern um Einübung verbesserter Kommunikationsformen. Es war tatsächlich der Versuch, Familien zu ändern. („Changing families“ von Jay Haley, einem prominenten Familientherapeuten, war der Titel eines 1971 in New York erschienenen Readers.)

Gerald H. Zuk¹, ein Mitarbeiter an der großen Forschungsstelle für Psychiatrie in Philadelphia (EPPI), ist bekannt dafür, daß er in die Familienbehandlung das sogenannte „go-between“ einführte. Er versteht darunter einen Vorgang, den ein höchst aktiver Familientherapeut auslöst, um der Familie zu einem besseren Funktionieren als Gruppe zu verhelfen. Seine Aufgabe besteht darin, nicht nur die Rolle der einzelnen Familienmitglieder deutlich herauszuarbeiten und ins Bewußtsein zu heben, sondern auch ihre „pathogenen Beziehungen aufzulösen“ (12). Der Therapeut soll die Quellen von Macht und Einfluß im unmittelbaren Aktionsfeld Familie verstehen und das positive und negative Feedback der Familienmitglieder untereinander im Sinn der Interdependenz eines Systems verwenden, nämlich so, daß die erwünschte Veränderung „ein Ergebnis von Feilschen und Verhandeln zwischen Therapeut und Fami-

lie“ (30) wird. Große Aufmerksamkeit widmet Zuk den Bündnissen (alliances), die er in dem Kapitel „Familientherapie auf triadischer Grundlage“ (14 ff.) beschreibt und dabei das Problem der Übertragung in einer Gruppe anspricht. Bündnisse können sich gegen oder auf ein anderes Mitglied richten, selbstverständlich auch auf den Therapeuten. Der sprachlich präzise Ausdruck „victimize somebody“ gilt für den Tatbestand, daß ein Familienmitglied als Opfer einer Familienneurose behandelt wird, sich als solches empfindet und dementsprechend ändern gegenüber verhält.

Der Go-between-Prozeß ist ein wesentlicher Bestandteil der Zukschen Behandlung; er deutet gleichzeitig die Rolle des Therapeuten an, der sich dieser Methode bedient. Zuk stellt mit anderen Kollegen fest, daß die Familie aufgrund ihrer langen gemeinsamen Geschichte und angesichts einer gemeinsamen Zukunft von Konflikten begleitet wird, welche nicht nur Desorganisation hervorrufen, sondern gleichzeitig das Potential für Veränderung ergeben. „Familientherapie ist die einzige Therapie, in der Patienten mit einer feststehenden Konfliktgeschichte zum Therapeuten kommen und mit einer Vielfalt an erprobten Möglichkeiten, um dem Ausdruck zu geben oder ihn zu tarnen“ (70). Die Technik des Go-between hat mehrere Schritte aufzuweisen.

Phase 1: Der Therapeut ermuntert bei Beginn der Sitzung die konfliktbeladene Familie zum Aussprechen der gegenwärtig strittigen Punkte. Solche Konflikte dürfen nur dann angesprochen werden, wenn alle darin beteiligten Mitglieder auch tatsächlich anwesend sind. Eine Flucht in die Vergangenheit oder die Projektion von Unstimmigkeiten auf abwesende Verwandte wird nicht zugelassen.

Phase 2: Der Therapeut wählt bestimmte Konfliktstoffe für die Diskussion aus. Das geschieht oft in Gegensatz zu dem, was die Familie ihm anbieten will. Er kann nun auf Differenzen in der Darstellung ein und derselben Begebenheit durch verschiedene Familienmitglieder hinweisen. Er kann aber auch zwei in der Runde gegeneinander ausspielen oder attackieren, um sie zur Opposition anzuhei-

zen. Er wird also in typischer Weise Partei ergreifen und gerade dadurch Widerstand mobilisieren. Zuk hält die Parteinahme nicht nur für legitim, sondern für unvermeidlich, weil sie das vermeintlich gute Beziehungsmuster der Familie, die ja oft ihre Konflikte vollständig leugnet, an entscheidenden Stellen aufreißt. Dadurch wird das Gleichgewicht (die Familienhomöostase) ins Wanken gebracht und die Bahn für neue ergiebigere Beziehungen gebrochen. Welcher Art die Bündnisse sind, die der Therapeut dabei eingeht, bleibt der Beurteilung der Situation durch ihn selbst überlassen. Er läßt die Familie herumräteln, ob, gegen bzw. für wen er Partei ergreifen wird, und verhindert damit, daß die Familie ihn in ihr Spiel der Vernebelung von Konflikten hineinzieht. (Hier scheint die Kritik am deutlichsten ansetzen zu können; das Verhalten des Therapeuten widerspricht dem Anspruch der beteiligten Partner auf Durchschaubarkeit, auf Glaubwürdigkeit und Authentizität im Sinn von Carl Rogers am meisten.)

Einleuchtend scheint hingegen die Interpretation des Autors, daß die Defensivtaktiken einer Familie – zum Beispiel durch Wahl eines Familiensprechers oder durch Benennung des Therapeuten als Schiedsrichter – nicht angenommen werden dürfen, weil sie den beabsichtigten Effekt verhindern bzw. hinauszögern. Es ist klar, daß dadurch eine Art entgegengesetztes Go-between eingeleitet wird, ein Manöver, das den Therapeuten schachmatt setzen kann, wenn er nicht erneut in einer völlig überraschenden Gegentaktik darauf reagiert. Kündigt beispielsweise der Therapeut an, daß er wegen ungenügender Mitarbeit der Familie die Behandlung in Kürze abbrechen wird, so benutzt er diese Technik, um den Widerstand gegen Veränderung zu brechen (85). Er scheint die intensive Sperrung der Familie zu billigen, indem er die Fortsetzung der Behandlung für sinnlos erklärt. Indem er gegen die ganze Familie Partei nimmt, will er deren Status quo erschüttern und ihre Veränderung provozieren. In dieser Zielsetzung berührt sich Zuk ganz augenscheinlich mit Jay Haley. Die Rolle des Schiedsrichters, so bemerkt Zuk, wird

ihm stärker in jüdischen als in schwarzen Familien zugeschrieben. In Familien der unterprivilegierten farbigen Schicht hingegen scheint der Familientherapeut eher die Rolle der Polizei zu übernehmen, eine besonders belastende Situation, die der deutsche Sozialarbeiter aus seiner Arbeit mit Familien aus der unteren Schicht und der unteren Mittelschicht gut kennt.

Es ist nicht ausgemacht, daß der Familientherapeut in Zukos Darstellung jedesmal ein professioneller Psychotherapeut sein müsse. Der Name Familientherapeut wird in USA und Kanada auch angewandt für diplomierte Sozialarbeiter, Krankenschwestern und Psychologen nach einer entsprechenden Zusatzausbildung, die Medizinische Fakultäten und Institute für Familienbehandlung anbieten.

Während man bei der Lektüre des Zukoschen Buchs den Eindruck bekommt, daß hier der Familientherapeut der Alleinwissende ist, der den Prozeß steuert, Regeln aufstellt, Familienmitglieder von Sitzungen ausschließt und auch sonst manipulativ in das Gruppengeschehen eingreift, zielt die berufliche Tätigkeit von *Virginia Satir* offenbar in eine etwas andere Richtung. Sie ist Sozialarbeiterin und war als solche viele Jahre die hochgeschätzte Mitarbeiterin des frühverstorbenen Don Jackson im Mental Research Institute in Palo Alto, Kalifornien. Frau Satir war an den berühmten Familienstudienobjekten jener Gruppe als Ausbildungsleiterin beschäftigt. In rascher Folge erschienen hintereinander in deutscher Übersetzung ihre zwei Bücher².

Frau Satir kommt aus der Schule von Watzlawik und begründet ihre Behandlungsmethode weitgehend auf Kommunikationstheorie. Während aber von der Watzlawik-Schule die Pathogenese gestörter Kommunikation in Familien, insbesondere das Phänomen des „double bind“ als einer zweideutigen Form der Mitteilung besonders analysiert wurde, geht Satir aus von den ganz alltäglichen Kommunikationsstörungen in Ehe und Familie. Ihre Bücher sind tatsächlich mehr Gespräch mit dem Leser als Forschungsberichte, sie sind praxisnah, weniger systematisch und dogmatisch. Frau Satir behandelt ihr Thema nicht ohne Humor, vor allem aber mit einer

deutlich erkennbaren persönlichen Einstellung gegenüber familialen und gesellschaftlichen Werten. Ihre Methode könnte man selektiv nennen. Sie nimmt sich durchweg die Freiheit, die Erkenntnisse mehrerer Familientherapeuten (z. B. Bowen) ihrer Therapie dienstbar zu machen. Ihr lebendiger kreativer Stil spiegelt sich vor allem in ihrem letzten Buch wider, das hauptsächlich Ehepaare und Eltern anspricht. Für sie sind solche Leser durchaus keine Laien, sondern erfahrene Mitarbeiter. Sie bringt Beispiele für gute und mißglückte Kommunikation in der Familie, spricht über das Selbstwertgefühl und seine Bedeutung für das Wachstum der Persönlichkeit, erläutert Familienregeln und Familiengeheimnisse und erklärt den Familienstammbaum. Kommunikationsspiele, kurz erläutert und interpretiert, bieten den Anreiz zur Nachahmung. Sie verführen zu wiederholtem Training, insgesamt zur Verbesserung der Beziehungen; sie schaffen Offenheit anstatt bloßer Höflichkeit, führen ein in die Wahrnehmung des eigenen Selbst und der Menschen in der unmittelbaren Umgebung. Die Äußerung von Gefühlen spielt in ihrer Familientherapie eine große Rolle. Satir macht in ihren Büchern immer klar, daß sie didaktisch wohlgeschult ist und eine lange Erfahrung im Umgang mit schwierigen Kindern und Erwachsenen hat.

Dies kommt vor allen Dingen in ihrer Einführung in die Familientherapie, dem grundlegenden ersten Werk, zum Ausdruck. Das Kapitel über Kommunikationstheorie ist gut aufbereitet und einprägsam. Im zweiten Teil schildert sie Prinzipien ihrer Familienbehandlung. Im dritten Teil bringt sie theoretische Konzepte und beantwortet technische Fragen, wie die Einbeziehung von Kindern, den Beginn der Sitzung, die Aufnahme der Familiengeschichte usw. Auch bei Satir ist die Konzeption der Rolle des Familientherapeuten von unterscheidender Bedeutung gegenüber anderen Methodikern. Für sie ist die Schaffung einer angstfreien Atmosphäre die wichtigste Aufgabe. Auf dem Umweg über die ihnen erzeugte Empathie möchte sie die Familienmitglieder zu einer rationaleren Betrachtung ihrer Probleme bringen. Die hervorstechende Schwierigkeit der Familie ist ihre Hilflosigkeit

keit, das niedere Selbstwertgefühl, das weder fragen noch sich bestätigend ausdrücken kann. Ihr geht es um die Herstellung einer Kommunikation der Familienangehörigen untereinander und mit dem Therapeuten.

Der Therapeut stellt Fragen und fügt Bemerkungen an, die sich auf konkrete Geschehnisse im Alltag beziehen; freilich muß er dabei auch seine eigenen Schlußfolgerungen in Frage stellen können. In den Fallbeispielen Satirs geht es immer wieder um folgende Fragen: „Wer tut bei Ihnen dies und jenes im Haushalt? Wer bestimmt, was getan werden soll? Was tun Sie da, wenn Sie sagen, Sie verwalten Ihr Geld selbst? Worüber sprechen Sie in der Familie, wenn Sie am Samstagabend beisammen sind?“ Da sich der Therapeut auf Verhaltensbeobachtungen stützt und nicht auf Meinungen, kann er zum Modell für partnerschaftliches Umgehen der Mitglieder einer Familiengruppe werden. Beispielhaft ist dafür die Bemerkung: „Wenn Ihnen in meinen Aussagen etwas unklar ist, sagen Sie es mir bitte gleich.“ Die Therapeutin Satir bittet, daß sich die Familie so klar und so direkt als möglich ausdrücke. Immer vermeidet sie die Bedrohlichkeit der therapeutischen Situation, indem sie Gelegenheiten einschränkt, wo man sich ständig verteidigen zu müssen glaubt. Heikle Themen werden erst angegangen, wenn genauere Informationen vorliegen. Authentizität im Sinn von Echtheit in der therapeutischen Beziehung steht als Wert obenan.

Wenn die Familienangehörigen Transaktionen zu Ende führen und zurückfragen können, kündigt sich für Satir das Ende einer Behandlung an. Ihre Erfolgskontrolle ist mit folgenden Kriterien verknüpft: Können sich die Familienangehörigen mit den Augen des anderen sehen? Können sie sich gegenseitig

mitteilen, wie sie sich sehen und was sie von einander wünschen und erwarten? Sind sie bereits fähig, die Verschiedenheiten ihrer Ansichten akzeptieren zu können? Können sie Entscheidungen treffen, auch in dem Sinn, daß sie sich von altgewohnten, aber wachstumshemmenden Verhaltensmustern befreien? Ihre Technik schließt ein, nicht zuzulassen, daß die Familienmitglieder sich im Gespräch ständig in der Wirform untereinander verständigen oder verteidigen. Sie verlangt, daß jedes Mitglied sich auch sprachlich klar abgrenzt von den Meinungen anderer (Murray Bowen nennt dies die Abgrenzung der „family ego mass“ von einem „differenzierten Ich“).

In ihrer Umschreibung der Rolle des Familientherapeuten trifft sich Virginia Satir wahrscheinlich nicht mit jedem ihrer Kollegen. Für sie ist es klar, daß der Familientherapeut mehr ein Katalysator sein sollte als ein „Heilbringer“. Er sollte den Anstoß geben für Veränderungen, welche die Familie selbst leisten muß. Der Familientherapeut übernimmt in diesem Veränderungsprozeß die Position des „aktiven, lernenden, fehlerhaften Menschen, der bereit ist, sich ehrlich und verantwortungsbewußt mit allem, was ihm begegnet, auseinanderzusetzen, einschließlich seiner eigenen Empfindlichkeiten“ (Familienbehandlung, 207). Ihr Modell verhilft zum Einüben neuer Verhaltensweisen und verwendet dabei in äußerst flexibler Form so ungewöhnliche Techniken wie Spiele, Tanzen, Körperübungen, Übungen im Berühren, Sehen, Hören, Fühlen. Dadurch schafft sie neue Erfahrungen, ohne gleich vorauszusetzen, daß sie genau wisse, was der Patient tun und wie er werden solle (205).

Mir scheint bei Satir besonders augenfällig zu sein, daß sie unverhüllt über das, was sie selbst als Wert oder Unwert erkennt, mit ihrem Leser diskutiert, z. B. daß sie unerschütterlich an die Bedeutung der Familie glaubt, auch wenn sie den Wandel ihrer Formen für möglich und gerechtfertigt hält (Selbstwert, 355 ff.). Ihre Therapie ist von Hoffnung getragen und gewinnt dadurch eine Zukunftsdimension. Es wird den Familienangehörigen zugetraut, daß sie sich deutlicher

¹ Gerald H. Zuk, Familientherapie. Interventionen und therapeutische Prozesse. Freiburg: Lambertus 1975, 240 S., kart. 29,-.

² Virginia Satir, Familienbehandlung. Kommunikation und Beziehung in Theorie, Erleben und Therapie. Freiburg: Lambertus 1973, 224 S., Kart. 24,-; Selbstwert und Kommunikation. Familientherapie für Berater und zur Selbsthilfe. München: Pfeiffer 1975, 362 S. (Leben lernen. 18.) Kart. 32,-.

mitteilen, ein besseres Feedback geben, einen Streit beilegen lernen können. Es wird ihnen zugestanden, daß sie sich verändern. Vielleicht ist es diese positive Perspektive, welche die

Methode von Satir, die sich kaum einer der bestehenden Schulen zuordnen läßt, für viele praktizierende Familientherapeuten so sympathisch sein läßt. *Martha Krause-Lang*

Weltrevolution der Jugend

In den letzten 20 Jahren löste eine Generation junger Menschen die andere in rascher Folge und in jeweils anderer Gestalt ab. Zuerst die Politisch-Engagierten bei Demonstrationen auf den Straßen und bei Sit-ins in den Universitäten. Dann die Hippies, lächelnd, mit Blumen geschmückt und mit dem Ruf: Make love . . . Dann die Haschjünger, die sich mittels der Drogen auf die Reise machten. Dann die Religiösen, die Jesus wiederentdeckten und als Kinder Gottes Zeugnis für ihre eigene Bekehrung und zugleich für ihre politische Resignation ablegten. Und heute: einerseits eine apathische, anpassungsfreudige, schweigende Mehrheit, andererseits jene enttäuschten Terroristen, die mit extremer Gewalt endlich ihre politischen Ziele glauben erreichen zu können. Selbst wenn es in der Jugendszene für die einzelnen Länder der Welt, von Japan bis Frankreich, große Unterschiede geben mag, selbst wenn aufs erste die Buntheit der Eindrücke verwirrt – es ereignete sich in den letzten Jahren eine „Weltrevolution der Jugend“, die in dieser Art und Breite einmalig ist.

Nun ist der zeitliche Abstand zu diesen nicht vorhergesehenen Ereignissen noch zu kurz, um eine endgültige Wertung vorlegen zu können. Deshalb bietet *Klaus Mehnert* in seinem Buch „Jugend im Zeitbruch“¹ eher einen faszinierenden Bericht der Geschehnisse als eine befriedigende Deutung. Aber selbst dieser Bericht schlägt den Leser in Bann, ob über die Beatbewegung oder über die Entstehung des amerikanischen SDS berichtet, ob die Revolution in den Universitäten Tokios beschrieben oder die Biographie von R. Dutschke oder U. Meinhof erzählt wird. Die Daten und die Details dieser weltweiten Unruhe sind präzise gesammelt und journalistisch so gut aufbereitet, daß man den Zettelkasten im Hintergrund kaum bemerkt.

Mehr als die Tatsachen interessiert die Deutung. Wo liegen die Ursachen einer solchen weltumspannenden Revolution? Ist es die große, in hundert Millionen gehende Zahl von Studenten auf dieser Welt? Ist es das mit dem Studium auferlegte „Moratorium“ (E. H. Erikson), jene Schonfrist vor dem Beginn des Berufslebens? Ist es der Mangel an klar herausgestellten Riten der Initiation in die Gesellschaft und die sich daraus ergebende Verunsicherung? Ist es der Einfluß der „drei Frankfurter“ M. Horkheimer, Th. W. Adorno, H. Marcuse, die mit ihrer „Kritischen Theorie“ einem neuen politischen Bewußtsein zum Durchbruch verhelfen? Ist es die antiautoritäre Welle, die mit Namen wie W. Reich, A. S. Neill und nicht zuletzt K. Marx verbunden ist? Ist es die große Schwierigkeit junger Menschen, heute zu einer Identität zu finden, vor allem auch deshalb, weil die etablierten Kirchen als Agenturen des Sinns nicht mehr wahrgenommen, nicht mehr ernstgenommen werden? Sind es die Träume von einer Urdemokratie, von freier Liebe, von einem Leben der Lust, von der einen und friedlichen Welt, die die jugendgemäße Ungeduld beflügelten? Was sind die Ursachen? Mehnert nennt einige und kommt zu dem Schluß: „Fast nichts davon ist völlig neu, weder die Situation des Zeitbruchs noch die Kritik am Fortschritt und Wohlstand, auch nicht die Entfremdungsängste und Identitätskrisen, so neu die Wörter selbst manchen scheinen mögen. Neu und einmalig in der Geschichte ist das Zusammentreffen dieser Faktoren zu einer Zeit, da sie allesamt auf einem Höhepunkt ihrer Wirkungskraft waren und sich in Wechselwirkung gegenseitig steigerten“ (444).

Aber es bleibt die Frage: Warum jetzt? Weil heute ein „Zeitbruch“ ist. Und was ist ein „Zeitbruch“? Es ist die Zeit seit 1914, „da niemand weiß, wohin die Reise geht“ (337).